Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 291 Bydgoszcz / Bromberg, 21. Dezember 1937

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

Urheberschutz für den Eden-Verlag, Berlin.

(8 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

V.

Ein Drohbrief!

Aus Eves Gesicht wich das Blut, aber mit aller Kraft gelang es ihr, sich zu beherrschen und eine ruhige Antwort zu geben.

„Nein, — ich kenne niemand, auf dessen Namen diese Buchstaben passen!" Im selben Augenblick bereute sie auch schon ihre Lüge. Chefkommissar Foley kannte Jack und mußte unschwer erraten, wem das Taschentuch gehörte. Es überlief sie kalt und heiß. Hastig versuchte sie, ihren Fehler wieder gutzumachen. „Wenigstens — fällt mir im Augenblick niemand ein. — Darf ich es mir einmal ansehen?" Mr. Budd gab es ihr. Kein Zweifel, es war eins von Jacks Taschentüchern. Sie erkannte es sofort an dem eigenartigen Monogramm. Nach einer Pause sagte sie langsam mit belegter Stimme: „Ich glaube, — es gehört Mr. Kenton."

„Das wollte ich auch gerade sagen, Miß," meinte Foley, „ich mußte sofort an ihn denken, als ich die Anfangsbuchstaben hörte. Sonst kenne ich auch niemanden in unserer Gegend, auf den sie passen."

Der Rosenkavalier bemerkte Eves Erregung. Seine Neugierde war geweckt, aber für den Augenblick sah er davon ab, die Spur weiter zu verfolgen.

„Kenton?" murmelte er nur und wandte sich an Foley. „Hör mal, hießen nicht die Leute so, bei denen Docker eingebrochen ist?"

Foley nickte.

„Ja, — aber ich wußte nicht, daß Mr. Kenton ein Freund des alten Grindley ist."

„Das ist er auch nicht, sagte Eve sofort. „Er ist — ein Bekannter von m i r.

Sie war tief errötet. Foley führte ihre Verlegenheit auf eine ganz bestimmte Ursache zurück.

„Wenn die Dinge so liegen," — er lächelte ein wenig, — dann wird uns das Taschentuch wohl nicht viel weiter helfen."

Eve hoffte schon, daß der Zwischenfall abgetan sei, als Mr. Budd seine breite Hand ausstreckte.

„Ich glaube, ich nehme es besser an mich, Miß Hatton," sagte er ruhig. Wiederstrebend gab sie ihm das zerknüllte Tuch. Er faltete es sorgfältig zusammen und steckte es in die Brusttasche.

„Wann war Kenton zum letzten Mal hier?"

Eve zögerte.

„Ich — ich traf mich gestern abend mit ihm." Sie hoffte, daß er mit dieser Antwort zufrieden sein und die Sache auf sich beruhen lassen würde, aber sie täuschte sich.

„Gestern abend?" Mr. Budd massierte sanft die unterste seiner zahlreichen Kinnfalten." „Um welche Zeit war das?"

„Kurz nach halb zehn." Sie versuchte krampfhaft, seinem Blick standzuhalten.

„Ich nehme an, er kam ins Haus," sagte der Rosenkavalier mehr zu sich selbst, als zu ihr. Sie schüttelte den Kopf und antwortete mit leiser Stimme.

„Nein. — Er steht sich nicht besonders mit Mr. Grindley. — Wir trafen uns draußen."

„Und er begleitete Sie heim?" Mr. Budd nickte langsam vor sich hin. „Ich begreife. Sie unterhielten sich dann eine Weile im Stehen — oder gingen hier in der Nähe auf und ab."

Sie merkte, daß er sie in eine Falle locken wollte. Ihr Gehirn arbeitete fieberhaft. Wenn Jack gestern abend nicht auf dem Wege gewesen war, der zu dem Gartenhaus führte, so konnte er hier auch nicht sein Taschentuch verloren haben. — Das war es, was der große Mann mit den schläfrigen Augen aus ihr herausholen wollte.

„So war es, „log sie. „Wir unterhielten uns hier eine ganze Weile."

Mit halbgeschlossenen Augen beobachtete er sie, aber sein Miene blieb undurchdringlich; sie konnte nicht erraten was er dachte.

„Verzeihen Sie, daß ich diese Fragen an Sie richten mußte," sagte er schließlich entschuldigend. „Aber ich hielt es für besser, erst einmal genau festzustellen, wie das Taschentuch hierhergekommen ist." Mit einem freundlichen Lächeln entfernte er sich.

Sie sah ihm nach, bis seine massige Gestalt hinter einer Wegbiegung verschwunden war, dann wandte sie ihre Schritte dem Hause zu. Ihre Stirn war von Sorge und Unruhe gefurcht.

Bedächtig schritt Mr. Budd dem Gartenhaus zu. Sein Gesicht verriet nicht so sehr Sorge als vielmehr angestrengtes Nachdenken. Das Mädchen verbarg etwas. Beim Anblick des Taschentuchs war sie eigentlich erschrocken; er wußte, daß sie nicht die Wahrheit sprach, als sie erklärte, wie es hier hingekommen war. Warum wäre sie sonst so verlegen gewesen? Sie war bestimmt überzeugt, daß der junge Kenton etwas mit der Sache zu tun hatte. — Ob sie diese Überzeugung erst seit dem Auffinden des Taschentuchs gewonnen hatte oder ob sie sie schon länger hegte, — das blieb dahingestellt. Eins war sicher: gestern nacht war das Taschentuch nicht verloren gegangen. Der Boden, wo es gelegen hatte, war feucht und das Tuch völlig trocken. Da es die Nacht hindurch heftig geregnet hatte, mußte es aber naß geworden sein, — folglich hatte Eve Hatton gelogen! Wenn es Kenton verloren hatte, mußte er am heutigen Tage hier gewesen sein. — —

Als er sich wieder zu Foley und Archer gesellte, war Mr. Budd zu dem Entschluß gekommen, auf jeden Fall der Spur Mr. Kentons nachzugehen, wenn er den Fall in Händen hätte.

Foley hatte bisher von unten her die zusammengesunkene Gestalt des Toten betrachtet; jetzt stieg er die Stufen hinauf und drehte sich nach seinen Begleitern um.

„Mausetot!" verkündigte er unnötigerweise, denn das konnte Mr. Budd selbst sehen. „Vielleicht liegt Selbstmord

vor. Aber das ist nach der Stellung des Messers sehr unwahrscheinlich."

Sein breitschultriger Freund nickte langsam und trat neben ihn.

„Ohne Zweifel Mord," bestätigte er ruhig. Sieh dir das Gesicht an!"

Das Antlitz des Toten zeigte in seinen verzerrten Zügen eine wahnsinnige Angst, wie er sie noch nie bei einem Menschen gesehen hatte.

„Er sah den Tod auf sich zukommen, — und der Schreck lähmte ihm die Zunge und Glieder." Mr. Budd tippte sacht mit dem Finger auf den Arm des Toten. „Steif wie ein Brett! Sieh dir seine Hände an, — sie sind fest um die Armlehnen gekrampft."

Foley runzelte die Stirn.

„Meinst du, daß er den Mörder gesehen hat?"

Der Rosenkavalier nickte.

„Ich bin fest davon überzeugt. — Vielleicht wußte Jarvis zuerst nicht, in welcher Absicht der andere kam, aber er erkannte es vor seinem Ende. — Dies jähe Erkennen steht noch jetzt in seinem Gesicht."

„Ich glaube, du hast recht," nickte Foley. „Aber wir müssen auch die Möglichkeit eines Selbstmordes in Betracht ziehen."

„Natürlich, — obwohl dies hier einen Selbstmord so gut wie undenkbar macht." Mr. Budd wies auf die blutige Zeichnung auf dem Tisch.

„Das habe ich auch schon bemerkt. — Seltsam, daß Miß Hatton uns nichts davon berichtet hat. Was hältst du von diesem Zeichen?"

„Es sagt mir nichts," erwiderte Mr. Budd, indem er sich nachdenklich die Nase rieb. „Ich sehe nur, daß es von dem Mörder gemacht wurde. Jarvis selbst kann es nicht gemacht haben, — also scheidet Selbstmord aus."

Die Falten in Foleys Stirn vertieften sich. Er kratzte sich den Kopf.

„Die Dinge scheinen nicht gerade einfach zu liegen. Ich habe wirklich keine Ahnung, was der rote Kreis bedeuten soll."

Auch Mr. Budd vermochte ihm keine Aufklärung zu geben. Der Sinn des Zeichens blieb rätselhaft. — Vielleicht konnte man etwas in der Vergangenheit des Toten entdecken, was Licht darauf warf.

„Der Mörder scheint Kriminalromane gelesen zu haben," meinte er schließlich. „In einem Roman bedeutet ein roter Kreis das Geheimzeichen irgend eines unheimlichen Bundes, — und der Bursche da müßte diesen Bund verraten haben."

Foley mußte lächeln.

„Vielleicht kann uns Grindley aufklären. Er war ja mit dem Toten befreundet."

Er machte sich an eine sorgfältige Durchsuchung des Gartenhauses, fand aber nichts, was ihm weiterhelfen konnte.

Er war gerade fertig, als Dr. Bisham erschien.

Bisham besaß fast den gleichen stattlichen Umfang wie Mr. Budd, nur mangelte ihm die mächtige Gestalt des phlegmatischen Beamten. Sein Gesicht war rund, rot und freundlich. Selbst der Anblick der Leiche konnte das joviale Lächeln nicht ganz daraus verbannen. Er begrüßte den Chefkommissar als alten Bekannten.

„Ich erhielt Ihre Nachricht." Er räusperte sich. „Ich kam, so schnell ich konnte. — Hm — scheußlich, scheußlich!" Er betrachtete den Toten und räusperte sich wiederum. Mr. Budd stellte fest, daß das eine nervöse Angewohnheit des kleinen Arztes war. „Wenn nicht das Messer wäre, könnte man geradezu annehmen, der Schreck habe ihn getötet."

Er beugte sich über die Leiche und nahm eine oberflächliche Untersuchung vor, wobei er unaufhörlich vor sich hin murmelte. Schließlich richtete er sich wieder auf. „Hm, — ich kann nicht allzu viel sagen. Soweit ich sehen kann, ist das Messer genau durch das Herz gestoßen worden, — der Tod muß auf der Stelle eingetreten sein."

„Wie lange ist er Ihrer Meinung nach tot?" fragte Foley.

Das läßt sich schwer ganz genau sagen," erwiderte Bisham vorsichtig. Er rieb die rundlichen, kleinen Hände heftig aneinander und überlegte einen Augenblick. „Eine Stunde, — vielleicht zwei, — länger bestimmt nicht."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. — Ich lasse den Toten nachher ins Leichenhaus bringen, wo Sie eine eingehende Untersuchung anstellen können."

Dr. Bisham kicherte.

„Mit anderen Worten: mach, daß du wegkommst!" Foley versuchte einen schwachen Einwand. „Keine Entschuldigung! Ich weiß, daß Sie es nicht leiden können, wenn ich herumstehe und dazwischenrede. — Nun, das macht nichts, ich war eben bei Tisch, als Ihr Anruf kam, und habe noch tüchtigen Appetit."

Mit einem breiten Lachen grüßte er und verschwand hinter einer Biegung, ehe sie überhaupt gemerkt hatten, daß er gegangen war.

„Ich denke, wir gehen jetzt zurü und vernehmen das Personal," meinte Foley. „Archer bleibt hier, bis der Krankenwagen kommt."

Sie gingen langsam zum Hause zurück.

Eve erwartete sie im Arbeitszimmer. Ihre Erregung war völlig verschwunden. Als ihr Foley mitteilte, daß er Mr. Grindley zu sprechen wünsche, nickte sie ruhig.

„Ich werde es ihm ausrichten."

„Hör mal, Budd," sagte Foley, als sie gegangen war. „Ich werde jetzt meinen vorgesetzten Chefkonstabler anrufen und ihn von der Sache in Kenntnis setzen. Nun kenne ich ihn gut genug, um zu wissen, daß er bestimmt Scotland Yard dazu heranzieht. Da du zufällig hier bist, wird man dir wahrscheinlich den Fall übertragen. — Das würde mich freuen. Ich arbeite natürlich lieber mit dir zusammen, als mit einem anderen von der Zentrale."

„Nett von dir, Foley! — Ich muß schon sagen, daß mich die Geschichte interessiert, — sehr interessiert."

Der andere nickte, zog das Telefon zu sich heran und wählte die Nummer seines Vorgesetzten Er bekam sofort Verbindung und berichtete in raschen Worten.

„Geht in Ordnung!" sagte er, während er den Hörer wieder auflegte. „Wie du gehört hast, habe ich Major Boyland mitgeteilt, daß du hier bist. Er wird die Sache mit dem Yard regeln."

Mr. Budd stieß einen Seufzer aus.

„Nun ist dir's also gelungen, mich in die Sache hineinzuziehen," meinte er melancholisch, aber Foley wußte ganz genau, daß sich der Dicke darüber freute. — Wie lange will uns eigentlich dieser Mr. Grindley warten lassen?"

Fast im gleichen Augenblick trat der Erwartete ein. Mr. Budd betrachtete ihn unauffällig. Das runzlige Gesicht des Alten sah verfallen aus, tief lagen die Augen in ihren Höhlen, ihr Blick war verschleiert. Der Beobachter schloß daraus, daß der Tod seines Freundes den alten Mann heftig erschüttert haben mußte.

„Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß, Sir," wandte sich Foley an Mr. Grindley, der mit unsicheren Schritten zum Schreibtisch gegangen war und sich gesetzt hatte. „Ich bitte Sie nur, mir einige kurze Fragen zu beantworten und — — —"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn. Alice trat ins Zimmer. Ihr Gesicht war immer noch bleich und ihre Bewegungen fahrig, — wiederum kam sie dem Rosenkavalier merkwürdig bekannt vor. Sie legte einen Brief vor Mr. Grindley auf den Schreibtisch.

„Ich fand ihn soeben im Briefkasten, Sir."

Hastig nahm ihn der Alte auf und betrachtete die Adresse. „Ich kenne die Handschrift nicht," murmelte er vor sich hin. „Von wem kann er sein? — Keine Marke, — also muß ihn ein Bote gebracht haben."

Er wartete, bis das Dienstmädchen hinausgegangen war, dann brummte er eine Entschuldigung zu seinen Besuchern hinüber und riß den Umschlag auf. Ein einzelnes Blatt Papier lag darin; er zog es heraus und entfaltete er . . . Nur einen einzigen Blick warf er darauf, — dann fiel er mit einem erstickten Aufschrei vornüber auf den Schreibtisch. Seine verkrampften Hände wühlten zuckend in den Papieren, die sauber geordnet auf der breiten Platte lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bildnis.

Erzählung von Angela v. Britzen.

Die junge Frau schlug den Schleier zurück und blickte, während sie zögernd zur Klingel griff, nachdenklich auf das schmale Messingschild, das mit strengen Buchstaben den Namen des Wohnungsinhabers bekanntgab: E. Tomelius. Würde diese Fremde, von der manche auszusagen wußten, daß sie gute Bildnisse male, die kleine Edgardis ganz lebensecht wiederzugeben vermögen? Nur nach einer etwas blassen Photographie des toten Kindes? Mußte nicht ein Maler, um das geheimste Wesen eines Gesichts auf der Leinwand festhalten zu können, die Auswirkung der Persönlichkeit — und sei dies die kleinste und zarteste — nah und wirklich erlebt haben? Die junge Frau drückte, als müsse sie es vor fremden Augen und nur-sachlichen Händen behüten, das kleine Bildnis verstohlen gegen ihre Brust, ehe die Tür geöffnet wurde und Fräulein Tomelius ihr gegenüberstand.

Die Malerin lebte noch nicht lange in dieser Stadt. Sie war zugezogen, und man sagte von ihr, daß sie — aus Stolz oder Schüchternheit — einsam sei. Die junge Frau hatte die Malerin noch niemals gesehen und nur weniges über sie gehört. Sie war deshalb von der zerbrechlichen Erscheinung betroffen, die so gar nicht mit ihrer Vorstellung von einem eigenwilligen und selbständigen Frauendasein übereinstimmen wollte. Die Künstlerin hatte die Gestalt eines Kindes. Vielleicht wurde der Umriß ihres Wesens auch so stark und eindeutig von den großen, graublauen Augen bestimmt, daß daneben jedes andere Merkmal bedeutungslos erschien.

Es fiel nicht schwer, dieser Frau gegenüber eine große Bitte auszusprechen, und schon nach zwei Minuten wußte Fräulein Tomelius, daß noch größer als die Bitte das Vertrauen war, mit dem die junge Frau ein kleines Kinderbildnis bedeutungsvoll herüberreichte.

Lange sah die Malerin auf das Gesichtchen herab. Sie hatte während der Betrachtung die Stirne leicht zusammengezogen, als schlösse sie in angespanntester Konzentration ihre Umgebung und alle Welt völlig aus und als versänke sie in dem magischen Kreis, den das Bildnis wie einen Strahlenkranz auszusenden schien. Dann aber glättete sich ihr Gesicht zu einem Lächeln. — Die fremde Frau hatte den Zugang zu dem unbekannten, toten Kinde gefunden.

„Ich fühle es, Sie werden meine kleine Edgardis malen können, als hätten Sie sie gekannt“, sagte die Besucherin leise und beugte sich vor, um die Hand der Malerin zu berühren.

„Edgardis?“ fragte Fräulein Tomelius, und in ihren hellen Augen glommen seltsame Lichter. „Trug Ihre Kleine diesen seltenen Namen?“

„Ja, er ist wirklich selten. Er erschien mir auch fast zu schwer für dieses zarte Kind. Manche Namen lasten, nicht wahr? Aber mein Mann wollte es so gern.“

„Hieß Ihr Gatte Edgar?“ fragte die Künstlerin behutsam, da die junge Frau zögerte.

„Nein. Der Name war ihm wie ein Vermächtnis. Er hatte einer Verschollenen gehört. Vielleicht wollte er ihren Geist in diesem Kinde wieder heraufbeschwören. Ich weiß nur so viel, daß dieser Name immer mit ihm gegangen ist und ihn seit seiner frühesten Knabenzeit niemals verlassen hat. Edgardis hieß eine junge Gespielin von ihm. — Sie wundern sich über solch hartnäckiges Gedenken?“

Fräulein Tomelius hatte den dunklen Scheitel gesenkt. „O ja, ich wundere mich. Das Leben ist immer zum Wundern, voller Geheimnis und unsichtbarer Fügung“, sagte sie leise.

Die junge Frau fuhr fort, von jenem besonderen Kinde zu erzählen, das einen so starken Eindruck auf den Vater der kleinen Edgardis gemacht hatte. Es sei ein sehr zierliches Kind gewesen, ein Kind von bedürftigen Eltern, denen das Essen wohl häufig nicht für drei gereicht hatte. Aber dem Knaben Bernhard war Edgardis immer wie eine verwunschene Elfe erschienen. Wenn sie Tiere leiden sah, weinte sie. Aber wenn sie selbst Arbeit tun mußte, Arbeit, die viel zu schwer für das zerbrechliche Körperchen war, dann lächelte sie, als gälte es, einen leichten Elfentanz auszuführen.

Sie spielten täglich zusammen, und Bernhard hatte oft verstohlen sein Frühstücksbrot in die Tasche der mageren Gefährtin geschoben. Trotzdem blieb stets das Gefühl in ihm, in ihrer Schuld zu sein. Denn er mochte es wohl spüren, daß er in ihrer Gegenwart besser wurde, weniger roh zu Tieren, weniger heftig gegen seinen Vater. Nie sprachen sie darüber, nie wurde er sich auch darüber klar. Aber er trug ein Gefühl mit sich herum, als müsse er der kleinen Edgardis, die in näherer Verbindung mit dem Himmel zu stehen schien, dankbar sein.

Dann zogen seine Eltern in eine andere Stadt, und Bernhard hatte Edgardis nur noch ein einziges Mal wiedergesehen. Das war, als er auf dem nervösen Fuchs, den ihm der Vater zum bestandenen Examen geschenkt hatte, stolz durch die Anlagen der Stadt ritt. Das Tier begriff wohl nicht, wie sehr es galt, den Reiter in prächtigster Haltung zu zeigen, — es begehrte heftig auf gegen den Willen seines Herrn. Da riß Bernhard die Geduld, und er zog die Reitgerte zwei-, dreimal rasch über die Flanke des Pferdes. Im gleichen Augenblick sah er zur Seite des Weges ein Mädchen in einem grauen Umschlagetuch stehen. Zwei große Augen blickten weitgeöffnet zu ihm empor, und das helle Wasser des erbarmenden Mitleidens überschwemmte sie langsam und still. Es war Tau der Elfen, Bernhard erkannte es sofort. Es war Edgardis, die über ihn weinte. Er rief sie an, aber Edgardis wandte sich traurig fort. Der nervöse Fuchs hatte keine Geduld mehr und sprengte voran. So war dies das letzte Wiedersehen zwischen zwei Kindheitsgespielen.

Seither hatte er nie mehr etwas von Edgardis gehört. Etliche sagten, sie sei ins Kloster gegangen. Andere wiederum wußten zu berichten, daß sie an der Lungensucht gelitten habe und still erloschen sei wie eine Kerze. Bernhard aber vergaß sie nicht. Und als er ein kleines Töchterchen hatte, bat er seine Frau, der Kleinen den Namen Edgardis zu geben. —

Fräulein Tomelius streckte der Erzählerin die Hand hin. „Ich danke Ihnen für die Ausführlichkeit. Es schafft sich leichter, wenn man recht viel von dem Wesen weiß dessen irdische Erscheinung man festhalten möchte. Ich würde gern das Bild in Pastell ausführen, wenn es Ihnen recht ist.“

Die junge Mutter nickte darüber. „Auch mein Mann schlug Pastell vor. Er sagte, diese zarte Form vermöchte am ehesten, unsere kleine Edgardis wiederzugeben.“

„Ich weiß“, nickte Fräulein Tomelius, und ein Strahl schwesterlicher Wärme ging von ihren Augen über die schwarzgekleidete Frau hin. „Ich glaube, Ihre kleine Tochter hat mit ihrem schweren Namen das erfüllt, was der Vater davon erhoffte.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Mutter nachdenklich.

„Sie hat ihm wirklich ein Stück seiner verlorenen Kindheit zurückgebracht, ich bin seine Edgardis.“

Zwei Taler.

Ein heiteres auslanddeutsches Erlebnis.

Von Otto Steinmüller-Frutillar (Chile).

Im regenreichen, aber wunderschönen Süden Chiles, gerade dort, wo die schneeglitzernden Vulkane der Anden, die zauberdurchwobenen Urwälder und die glasklaren, kühlen Seen ihre Reize gegenseitig ausspielen, da liegt in einer kleinen Bucht ein sauberes Dörfchen. Deutsche Bauern und Kaufleute leben darin, Nachkommen sächsischer, schlesischer und hessischer Einwanderer des vorigen Jahrhunderts.

Echte Bauern sind es gewesen, die Ahnen. Mit bäurischer Zähigkeit und Treue. Treu blieben sie ihrer Religion, Sprache und Sitte, aber treu auch ihrer Lebenshärte und Einfachheit. Gegen Neuerungen blieben sie mißtrauisch.

Als der Chilenische Staat die große Nord-Südlinie der Eisenbahn ausbauen und damit auch das kleine deutsche Dorf an den Verkehr, an die Welt und an eine günstigere Verdienstmöglichkeit anschließen wollte, da sträubten sich die

Bauern mit Händen und Füßen. Nein, eine Eisenbahn durch ihren Ort oder nahe dabei . . ., das wollten sie nie und nimmer! Ihnen genügten ihre Pferde und Ochsenkarren. Und wirklich: der Staat gab nach, die Einzelwünsche siegten. Die Bahn läuft heute einige Kilometer vom Dorf entfernt vorbei!

Wer heute mit dem Zug fahren will, muß erst mit seinem Auto bis an den Bahnhof fahren, eben jene Kilometer zwischen Bahn und Ort, um die seinerzeit gestritten worden war. Doch wer kein Auto besitzt? Dem blieb lange nichts anderes übrig, als zu laufen oder zu reiten. Neuerdings aber können auch die Männer mit weniger starken Geldbeuteln bequem hinkommen: mit einer sogenannten Gondola.

Eine Art Autobus ist es, diese Gondola. Sie gleicht eher einem vorsintflutlichen Gebilde, als einem modernen Verkehrsmittel, in der Fahrt schwankt sie wie eine krabbelnde Spinne. Der Südamerikaner findet sich damit leichter ab als ein Mensch der Alten Welt. Solange sich das Ding noch irgendwie vom Fleck rührt und die Berge nimmt, ist es tauglich. Es fällt einem frisch eingewanderten Europäer schwer, sich diese Einstellung anzuerziehen. Kurz und gut, eines schönen Tages lande ich als Fremder und muß irgendwie nach dem Ort hinunter. Ich pirsche mich an die Gondola heran und frage den jungen Führer: „Al instituto aleman? . . . Nach der Deutschen Schule?"

Pause!

„Instituto aleman? . . . Na, denn man rin in die Kiste!"

Ich bin platt! Ein Berliner — hier! Wir schließen bald Freundschaft und plaudern die Fahrt über von Wannsee und Grunewald, von Berliner Weiße und sächsischer Gose. Das war mein Glück, denn sonst hätte ich gemerkt, wie die Gondel im Galopp über die lochbesäte Straße jagte!

„Jaja, ick werde mir ne andere Gondola koofen . . . is zu alt, diese Badewanne . . . is dicke Luft . . . aber ick brauche wat Duftes, verstehen Sie? . . . so . . . ick meene wie Stromlinienform . . . so . . ."

„Perdone, cómo se llama esta montaña a la derecha? . . . Verzeihung, wie heißt der Berg da rechts drüben?" fragt plötzlich eine nette junge Chilenin meinen Berliner Freund.

Der wendet unwirsch den Kopf und ruft: „Zwei Taler."

Ich stutze, sage aber nichts, sondern nehme an, ich habe die Dame nicht verstanden, denn er wird ja wissen, was er antwortet.

„Ja, ich bin schon drei Jahre hier", spricht er wieder zu mir, „habe den Gondelbetrieb hier übernommen . . . ist ja alles deutsch am See hier unten . . ."

Aus dem hinteren Leib der Gondel kreischt eine alte Frau, eine abgearbeitete und arme Frau, hervor, die mit ihrem typischen verräucherten Eingeborenengeruch den ganzen Wagen gleichsam verpestet, so daß ein jeder gern etwas vor der Alten ausrückt:

„Oiga, pare ala esquina, por favor! . . . Bitte, halten Sie an der Ecke!" Wieder dreht sich der Fahrer um, mustert die Alte und ruft ihr zu: „Zwei Taler!"

Ich gucke noch ungläubiger als vorher, während die Gondola dem Dorf zuschaukelt.

„Cuantos cilómetros son hasta abajo? . . . Wieviele Kilometer sind es wohl noch bis unten hin?" möchte jetzt ein Reisender wissen.

„Zwei Taler." Auch er bekommt diese Antwort! Langsam geht mir ein Licht auf. Wie ein Automat gibt der Berliner immer nur sein „Zwei Taler . . . zwei Taler" von sich. Hauptsache, die Leute bezahlen! Alles andere ist ihm gleich.

„Ich kann keen Spanisch", meint er ruhig, „hat noch Zeit. Wer mitfahren will, muß sehen, wie er wieder rous kommt. Ich verstehe nischt! Hier is alles so deutsch . . . wir sagen ja nich mal Pesos, wir nennen alles noch Taler . . . wie die ersten Einwanderer nach 1850 . . ."

Nun, nicht nur die Deutschen, auch die Chilenen haben Humor. Sie rächen sich auf einfache Weise: der Gondola-Führer heißt bei ihnen nur der „Herr Zwei Taler! Ob er jetzt Spanisch lernt oder nicht, ist gleich, seinen Spitznamen wird er nie wieder los."

Adventskranz in Oesterreich.

In Österreich ist die geheimnisvolle Adventszeit, die Vorbereitungszeit vor dem Weihnachtsfest, ein eigenartiger und volkskundlich hochinteressanter Brauch. Eine dieser in Österreich stark gepflogenen Sitten ist das Aufhängen und Entzünden des Adventskranzes, der aus den skandinavischen Ländern vor langer Zeit schon Einzug in Österreich gehalten hat und ein Vorläufer des Weihnachtsbaumes war, der erst viel später zum äußerlichen Zeichen des Christfestes wurde. Der aus Tannen oder Fichten geflochtene Kranz wird an drei violetten Bändern oberhalb der Lampe aufgehängt. Violett sind die Bänder deshalb, weil es die Farbe der Buße ist und die Adventszeit Bußzeit ist. Drei Bänder deshalb, weil sie die heilige Dreifaltigkeit versinnbildlichen sollen. An diesen Kranz sind nun 4 Kerzen — gelb, blau, rot und weiß — angebracht. Adventssonntag um Adventssonntag wird immer eine Kerze mehr entbrannt. Am ersten dieser vier Sonntage wird die gelbe entzündet. Sie versinnbildlicht das Häßliche, das Böse, das die Menschen aus ihrem Herzen brennen sollen. Die blaue Kerze deutet die Treue zum Gottessohn, zum Glauben. An die Liebe zu Christus soll die dritte, die rote Kerze den österreichischen Bergbauern, den Städter erinnern. Da auch Rot die Farbe des Blutes ist, soll sie an das verflossene Erlöserblut gemahnen. Immer näher kommt die Weihnacht, immer lichter soll es im Herzen der Menschen werden und so strahlt am vierten und letzten Adventsonntag auch die weiße Kerze. Sie soll mit allen anderen der Menschheit Friede und Glück durch den nahen Erlöser künden. Auch die feinen Silberfäden sollen von der Weihnachtsfreude sprechen. Der Kranz wird am Vorabend des ersten Adventssonntags aufgehängt und am Heiligen Abend abgenommen. Der schöne, sinnige Brauch wird in allen österreichischen Bundesländern gepflegt und die Kerzen brennen zur Zeit der Adventsandacht, der oft in vielen Orten Österreichs ein stimmungsvolles Adventblasen auf den Haupt- oder Kirchenplatz, oder gar vom Kirchturm aus folgt.

Lustige Ecke

Der Irrtum.



„Die Dame hat sich geirrt, dies hier ist kein Fahrstuhl!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.